

Helene Bukowski ist mit ihrem dritten Roman „Wer möchte nicht im Leben bleiben“ in diesem Jahr für den Preis der Leipziger Buchmesse nominiert.

Foto Tobias Kruse



## Sie und ihre Geschichte

Helene Bukowski erzählt in ihrem neuen Roman das Leben einer Klavierschülerin aus der DDR nach. Und erforscht dabei die Identitätssuche ihrer eigenen Nachwendegeneration.

Es beginnt direkt auf der ersten Seite. Da bekommt die Erzählerin einen Anruf ihrer Großmutter. Eine Freundin von ihr sei da auf ein Leben gestoßen, das erzählt werden müsse, sagt diese Großmutter am Telefon. Die Freundin habe in Neubrandenburg, einer Kreisstadt an der Mecklenburger Seenplatte, einen Nachlass sortiert und einen großen Stapel aus Ordnern, Kassetten und Fotoalben entdeckt. „Was dieses Leben mit mir zu tun hat“, fragt sich die Erzählerin noch am Telefon. Schließlich fährt sie dennoch hin, schaut sich den Nachlass aus Chroniken, Fotoalben und über fünf-hundert Briefen an und entschließt sich, das Leben, das sich darin abzeichnet, zu erzählen.

„Wer möchte nicht im Leben bleiben“ hat Helene Bukowski ihren neuen Roman genannt, mit dem sie in diesem Jahr für den Preis der Leipziger Buchmesse nominiert ist. Die Heldin dieses bemerkenswerten Buchs heißt Christina und wird 1961 in Leipzig geboren. Als sie vier Jahre alt ist, beginnt ihr eigener Vater, sie am Klavier zu unterrichten. Er wird später stellvertretender Direktor an einer Musikschule in Neubrandenburg und zieht dort mit der Familie in ein „Scheibenhochhaus“. Die Familie schätzt die Errungenschaften des Plattenbaus wie die Zentralheizung, die Lüftungsanlage und die Einbauküche. Wenn Christina nicht in der Schule ist, streift sie durch die umliegenden Wälder oder sitzt am Klavier. Die Eltern dokumentieren ihr Leben von Anfang an akribisch, überschreiben die Fotos in den Alben mit Titeln wie „Ich und meine Klavierlehrerin“, „Urlaub in Zinnowitz“ und „Der erste Schulgang“.

Früh fällt der Klavierlehrerin Christinas Talent auf. Sie will sie in eine „Spezialschule für Musik“ in Ostberlin schicken, die „nach sowjetischem Vorbild konzipiert“ ist und „seit Jahren immer nur die besten Kinder“ ausgewählt. Die Schule wird sich als ein heruntergekomm-

menes Musikinternat an der Bernauer Straße herausstellen, in unmittelbarer Sichtweite der Mauer. Im Innenhof hausen Ratten, und die Verpflegung – vom Ersatzkaffee „Muckefuck“ bis zur „Toten Oma“ aus Blutwurst – ist so dürftig, dass die Kinder hungern.

Hinter verschlossenen Türen flüstern sie sich zu: „Üben, üben, üben, dann geht's auch nach drüben.“ Nachts hören sie manchmal Schüsse am Todesstreifen, tagsüber erleben sie die Repression, etwa wenn ein idealistischer Lehrer entlassen wird. Am Klavier kann Christina die politischen Umstände vergessen, dann tun sich ihr Wälder, Gebirge und Ozeane in den Klängen auf. Sie erträgt das strenge Unterrichtsregime der Klavierlehrerin, brilliert beim Bach-Wettbewerb in Leipzig, landet erst in der „Meisterklasse“ und wird schließlich vom „Ministerium für Kultur“ zum Stipendium nach Moskau delegiert.

Für Christina ist dieses Studium in der Sowjetunion von 1978 an eine Befreiung. Geprägt von der SED-Propaganda, erwartet sie dort ein Schlaraffenland. Und tatsächlich ist sie überwältigt von der Weite der russischen Landschaft, der Fülle an Kunst im Puschkin-Museum, der Freiheit im Klavierspiel am Tschaikowsky-Konservatorium. Einzig die Geschäfte sind mitten in der bleiern Breschnew-Ära genauso leer wie zu Hause.

Künstlerisch aber tun sich ihr neue Welten auf: Ihre Moskauer Klavierlehrerin war bis zu dessen Tod mit Schostakowitsch befreundet. Sie ermutigt Christina sogar dazu, die Stücke von Chopin, Schumann und Rachmaninow nicht nur zu spielen, sondern auch zu interpretieren. Bis sie eine unbekannte Krankheit überfällt, die mit ihrer Menstruation zusammenzuhängen scheint. Zurück in der DDR ist, was sie in Moskau gelernt hat, nichts wert: Es gilt die „parteilich-sozialistische Ausdeutung der Musik“, wie es ihr Vater in einem seiner Berichte vermerken wird. Woran Christina schließlich zerbricht.

Helene Bukowski, geboren 1993 in Berlin, nähert sich, wie schon in ihrem zweiten Roman „Die Kriegerin“ (2022), auch in „Wer möchte nicht im Leben bleiben“ der Frage nach ostdeutscher Identität der Nachwendegeneration. Diesmal blickt sie mit dem Abstand eines halben Jahrhunderts auf ein junges Leben zurück, das mit 24 Jahren in einem tragischen Suizid endet, sie hat in Archiven recherchiert, mit Hinterbliebenen gesprochen und sich schließlich diesem Stoff so angenommen, dass die Lücken in der Dokumentation, die Zweifel der Interpretation und die Prägung des eigenen Zugriffs stets im Text offenliegen.

Das beginnt schon mit der Stimme der Erzählerin: Sie spricht Christina stets mit dem zutraulichen „du“ an, ganz so, als würde sie ihr deren Leben erzählen. Wenn ihr ein Detail dabei zweifelhaft erscheint, macht sie das sichtbar: „Mir kommen die Eichen unecht vor.“ Oder gesteht sich ein, „das ist zu einfach erzählt“ – und setzt erneut an, um einen von Christinas Briefen an ihre Eltern anders zu deuten.

Gleichzeitig zieht Helene Bukowski mit der Stimme der Erzählerin immer wieder Parallelen zu ihrem eigenen Leben. Sie vergleicht ihre eigenen Erinnerungen an die Ostsee, an die mecklenburgischen Seen, an das Ostberlin der Nachwendezeit mit jenem aus den Dokumenten von Christinas jungem Leben.

Am Beispiel des tragischen Vorwendschicksals ihrer Heldin nähert sich Helene Bukowski so auf behutsamste Weise der Frage nach der eigenen Identität als Kind der Nachwendegeneration mit familiärem Hintergrund in der DDR und zeigt eindrücklich, welch enormes literarisches Potential in dieser Auseinandersetzung steckt.

TIMO POSSELT

Helene Bukowski, „Wer möchte nicht im Leben bleiben“. Claassen Verlag, 384 Seiten, 24 Euro

## Es ist aber schon Krieg

Vera Martynow hat Russland nach dem Angriff auf die Ukraine verlassen. Und sucht nach Worten für ihr Exil – und Halt.

Vera Martynovs Sammlung von Notizen beginnt im Dezember 2016, vor Ausbruch des Krieges. Aber was heißt „vor“ Ausbruch des Krieges? Auch da war schon Krieg, die Krim besetzt, der Donbass umkämpft. Und Krieg in Syrien, geführt und unterstützt von Russland, dass dort das Bombardieren von Zivilisten in einer ersten Angriffswelle und den ihnen zur Hilfe eilenden Rettungskräften in einer zweiten perfektionierte. Seit den frühen Morgenstunden des 24. Februar 2022 ließen sich diese Kriege von niemandem in der Ukraine länger ignorieren. Die russische Aggression zeigte sich mit aller Brutalität, die Menschen flohen zu Millionen.

Vera Martynov erwacht an jenem Morgen in Moskau. Gerade war sie noch in Athen, Istanbul, Berlin, zu Jahresbeginn in Nowa Kachowka, Oblast Cherson, Ukraine, wo sie ihr halbes Leben verbracht hat. 1981 geboren, ist Martynov ein Kind der Sowjetunion, der ukrainischen Unabhängigkeit, erwachsen geworden in den dystopischen Neunzigerjahren. Jetzt lebt sie in Moskau, arbeitet als Performerin, Installations- und Videokünstlerin, 2004 gründete sie die experimentelle Theatergruppe Krymov Lab, 2012 das Gogol-Center, ein international renommierter Hotspot des interdisziplinär arbeitenden zeitgenössischen Theaters.

„Nachts werde ich davon wach, dass im Traum der Krieg ausbricht. / Es ist aber schon Krieg. / Es fühlt sich an, als habe man in ein paar Minuten ein ganzes Jahr gelebt. Ich möchte so gerne nach Hause.“ Die Schwester ist in Ki-ew, die Mutter im besetzten Teil der Oblast Cherson. „Neben Mama wurde in drei Häuser geballert. / Sie haben einen Rentner umgebracht, der mit seinem Fahrrad vom Einkaufen kam. / In den Rücken geschossen. (...) Mir Mama alleine in ihrer Wohnung vorzustellen, bereitet mir körperliche Schmerzen.“

Zehn Tage nach Kriegsbeginn verlässt Martynov Russland. Über Taschkent, Dubai, Oman gelangt sie schließlich ins südfranzösische Marseille – in diese berühmte, traurige, wütende Stadt der Exilanten und Migranten am Mittelmeer, in der während des Zweiten Weltkriegs Tausende auf das lebensrettende Visum warteten, einigen die Flucht nach Spanien und Portugal, schließlich Amerika gelang, andere interniert wurden, hungerten, starben.

Wie viele dachte auch Martynov, das sei vorbei, Geschichte. Jetzt ist sie selbst ein Flüchtling. Auch „Frankreich klingt nicht mehr wie früher“ – denn es ist keine Reise, kein künstlerischer Aufenthalt, der sie hierher geführt hat. „Vom Großteil meines Lebens ist nichts übrig geblieben. / Mit irrem Getöse alles zerstört“, notiert

sie. „Ich will nicht aufstehen. Wie ein Sack überm Kopf.“

Im Exil wird die Existenz in einer Weise fragwürdig, wie sich das jemand, der in Sicherheit lebt, seine Wohnung, seine Familie und Freunde um sich hat, seinen gewohnten Alltag, nicht ausmalen kann. Der Emigrant muss in sich die Kraft finden, den Verlust von allem Vertrauten, das ewige Provisorium, die Unverbindlichkeit und Schutzlosigkeit, die seine gegenwärtige Situation ausmachen, als neue Lebensform anzunehmen. Niemand in seinem neuen Umkreis weiß, wer er ist, die wenigsten interessieren sich dafür. Der Emigrant hat Angst, allen zur Last zu fallen, will nicht Hilfeschrei, nicht Bittsteller sein. Und dabei bräuchte er gerade jetzt Schutz, Freunde, Zärtlichkeit, Geduld. Doch er ist nur geduldet.

„Es ist nicht die Angst vor dem Tod, sondern die Angst vor dem Leben“, die einen befällt, schreibt Martynov. Jeden einzelnen Tag muss sie aufstehen, sich waschen, Frühstück machen, weitermachen. Nichts lässt sich, wie in einer Erzählung oder einem Roman, raffan, zusammenfassen à la „sechs Wochen später“, „am Ende des Winters“. Die Dunkelheit und Kälte müssen jede Sekunde ertragen werden, ebenso das bange Warten auf die nächste Verlängerung des Aufenthaltsstatus und die immerwährende Angst um die im Krieg Zurückgelassenen.

41.515 Wörter hat Vera Martynov auf Russisch geschrieben, daher der Titel ihres Buches – in der präzisen, schlichten, schönen deutschen Übersetzung von Yvonne Griesel sind es, da das Deutsche weniger knapp formuliert, einige mehr. Ihr Text setzt sich zusammen aus rasch Notiertem und wie *Readymades* behandelten Sprachaufnahmen, Telefongesprächen mit ihrer Therapeutin, News, Lektüren und Nachrichten, die sie mit ebenfalls exilierten Freunden teuscht. Den Mittelteil des Buchs bildet ein etwa hundertseitiger szenischer Text, in dem Martynov ihre Erfahrungen mit einer neuen Liebe spiegelt, von der sie sich ein Ankommen, Angenommen-Werden, sogar ein Kind erhoffte und die an Bindungs-scheu scheiterte – unausgesprochenen, durch die Extremsituation des Exils sehnsuchtsvoll gesteigerten Erwartungen und beim Geliebten einer monströsen Unfähigkeit zur Empathie.

Der erst im vergangenen Herbst gegründete Zeitkind Verlag hat sich entschlossen, das formal heterogene, die Facetten des Exils auslotende, Ambivalenzen bejahende Journal zweisprachig herauszubringen – ein kostspieliges, aber notwendiges Wagnis, wie die 1968 in Zürich geborene Verlegerin Gabriela Merz betont. Selbst Nachfahrin einer Exilantin, reiht sie sich ein in die Schwei-

zer Tradition, im eigenen Ausgenommen-Sein von Kriegs- und Fluchterfahrungen ein unverdientes Privileg zu sehen – und sich selbst deshalb in der Pflicht, dieses in künstlerisch-politisches Engagement umzumünzen. Die Edition des Buches enthält für Merz ein doppeltes Widerstandsmoment: Es opponiert sowohl gegen die Vereinnahmung und Umformung des Russischen durch Putins Medien- und Machtapparat wie auch die zwar verständliche, dennoch schmerzliche Ausgrenzung, teilweise Verbannung des Russischen aus Literatur und Kultur in der Ukraine.

„Keiner von meinen Leuten hat mir bis jetzt geantwortet.“ Gemeint sind Martynovs in Russland gebliebene Freunde, ehemalige Kollegen, Künstler. Sie alle sprechen Russisch. Jetzt die Sprache des Feindes. Aber es ist auch ihre, Martynovs. „Ich habe genau die Hälfte meines Lebens in der Ukraine gelebt / und die andere Hälfte in Russland. / Ich habe mich nie nur als russische oder nur als ukrainische Künstlerin bezeichnet. Jetzt werde ich gefragt, wer ich bin.“ Kann die Sprache noch Heimat sein, etwas wie Heimat bewahren oder sogar, für sich, für andere, Exilierte wie sie, Dissidenten in Russland, eine neue Heimat begründen?

In Marseille liest Martynov die New Yorker Tagebücher von Jonas Mekas, Begründer des amerikanischen Avantgardefilms. Als Teenager aus dem erst von Stalins, dann Hitlers Truppen besetzten Litauen in ein Nazi-Arbeitslager verschleppt, empfand er sich zeit seines Lebens als eine *displaced person*. Gefragt danach, warum sie dieses traurige Buch lese, antwortet Martynov mit Mekas: „Ich würde das Buch eines Mannes, der ein Nazi-Arbeitslager überlebt hat, nicht traurig nennen. Schauen Sie, wie massiv es ist. Zwei Bände. Das ist ein sehr, sehr glückliches Buch, voller Leben.“

Aus dem Leben katapultiert wie Mekas, sammelt auch Martynov die traurigen, schönen Kostbarkeiten des Gegenwärtigen und bewahrt sie für sich, für uns, als das Einzige, was wir wirklich besitzen und womit sich dem Verlust, der Einsamkeit, dem Grauen begegnen lässt. Das Buch beschreibt nicht nur eine Transformation, sondern ist selbst eine, getragen von einer Sprache der Empfindungen wie der Empfindungsfähigkeit. Das ist die leise, unbesiegbare Macht der Ohnmächtigen. Aus ihr wird immer wieder etwas Neues, Kraftvolles, Positives, Lebendiges entstehen.

BETTINA HARTZ

Vera Martynov, „41515 Wörter. Reise durch die Stille zwischen Erinnerung und Krieg“. Aus dem Russischen von Yvonne Griesel. Zweisprachige Ausgabe Deutsch und Russisch. Verlag Zeitkind, 560 Seiten, 39 Euro.



Vera Martynov, geboren 1981 in der Sowjetunion, ist Performerin und Installations- und Videokünstlerin.

Foto Olga Ostapenko

## Die Suada

Zerrissenheit und salbte uns von oben bis unten mit Ovid und Seneca ein. Dann wandte er sich wieder den Regalen zu, wir stolperten, innerlich und äußer-

lich jetzt wieder untereinander und miteinander verbunden, in einer Reihe hinter ihm her, während er wieder mit seinem Bleistift an den Regalen entlang strich – und plötzlich erstarrte. „Ha“, rief er und wedelte mit seinem Stift vor dem Regal mit den Neuerscheinungen herum, „pah!“, sein Kopf wurde ganz rot, in der Kombination mit dem grauen An-



zug sah er aus wie ein Streichholz. „Ich wusste es“, schrie er jetzt und zog ein paar richtig dicke Schinken aus dem Regal und stapelte sie vorwurfsvoll auf dem Boden, dann stampfte er noch mit dem Füßchen auf. Nachdenklich studierten wir die Buchtitel, die da am Boden vor uns lagen: „Pulver“ von Johann Reißer, „Rausch“ von Nuran David Ca-

lis, „Strahlen“ von Verena Stauffer und „Entzug“ von Christoph Peters, irgendwie standen wir akut auf dem Schlauch, das war doch alles hochwirksame deutschsprachige Gegenwartsliteratur, aber da hatte Ha Be schon sein Handy geückt und auf die Speeddial-Taste gedrückt, er klemmte sich das Telefon unters Kinn und schrieb heftig in sein

Heft. „Ja, Püppi, stell mich mal zum Chef rein“, sagte er und seine Stimme klang plötzlich ganz anders, und irgendwie kam es uns jetzt doch komisch vor, dass ein Mann in diesem Alter noch ein Praktikum machen musste. „Ja, Chef, Sie hatten vollkommen recht“, sagte Ha Be jetzt und schlug die Hacken zusammen, „Hanschbellen sind se auch noch, am